



„drunter & drüber“

Themenweg Großfragant



Werner Koroschitz



Mit Unterstützung von Bund, Land und Europäischer Union

 Bundesministerium
Nachhaltigkeit und
Tourismus

 LE 14-20
Landwirtschaft für den Ländlichen Raum

LAND  KÄRNTEN



Europäischer
Landwirtschaftsfonds für
die Entwicklung des
ländlichen Raums:
Hier investiert Europa in
die ländlichen Gebiete.





Überreste der Aufbereitungsanlage, Großfragant, um 1930.
Foto: Privatarchiv Umlauf, Villach, Klagenfurt

drunter & drüber

Der Themenwanderweg „drunter & drüber“ ist dem ehemaligen Kupferbergbau und der Almwirtschaft in der Fragant gewidmet. Im Alpenland waren Bergbau und Landwirtschaft immer schon eng miteinander verflochten. So auch in der Großfragant, wo viele Landwirte oder Keuschler im Kupferbergbau als Bergknappen, Holzknechte, Köhler oder Fuhrwerker Beschäftigung fanden. Über drei Jahrhunderte hinweg wurde in der Großfragant Bergbau betrieben, bis es am Ende des Ersten Weltkriegs zum endgültigen Aus kam. Heute noch zeugen aufgelassene Stollen, Mauerreste, Schutthalden, rostiges Werkzeug und Maschinenteile vom einst intensiven Abbau der Bodenschätze.



Stollenvortrieb mittels Standbohrmaschine, k. u. k. Kiesbergbau, Großfragant, um 1916.
Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien



Bergbaugebiet Großfragant, 1916.
Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

BERGBAU

1524 übergab Erzherzog Ferdinand seinem Schatzmeister Gabriel Salamanca weite Teile Oberkärntens als Lehen, das auch Bergbau-Schürfrechte beinhaltete. In der Schenkungsurkunde wurde die Großfragant noch nicht eigens erwähnt. Zwei Jahre später wurde auf das „perkwerch“ in der Fragant erstmals hingewiesen. Aus dem Berglehensbuch von 1536 geht hervor, dass zu diesem Zeitpunkt sowohl in der Großen als auch in der Kleinen Fragant eine Reihe von Gewerken tätig waren.

1689 entdeckte ein Viehirte in der Großfragant kupferhaltiges Gestein. Als der Bergbauexperte Johann Adam Stampfer davon Kenntnis erlangte, bemühte er sich zwei Jahre später um die Schürfrechte. Er hatte offensichtlich den Wert der Lagerstätte erkannt. 1691 wurde das Kupferbergwerk in der Großfragant errichtet, mit einem Hutmann und acht Bergknappen begann Stampfer mit dem Abbau des Erzes. Die Weiterverarbeitung der abgebauten Erze (Schwefelkiese aus Kupfer, Eisen und Schwefel) erfolgte in einer ersten Schmelzhütte am Raggabach. Maria Elisabeth Stampfer, die Ehefrau von Johann Adam Stampfer, schilderte in ihrem „Hausbüchl der Stampferin, einer geborenen Dellatorin, Radmeisterin zu Vordernberg“ die Geschehnisse der Zeit bzw. die Ereignisse in ihrer Familie.

Der Bergbau stellte sich zu dieser Zeit als reine Männersache dar. In Kultur und Brauchtum der Bergleute gab es für Frauen keinen Platz. Laut althergebrachtem Aberglauben brachten Frauen im Bergbau Unglück. Die Schutzpatrone des Bergbaues waren hingegen meist weiblich, wie die Heiligen Anna, Elisabeth oder Barbara. Zu den



Bergschmiede, Großfragant 1916.

Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

wenigen von dieser Tabuisierung ausgenommenen Frauen zählten Besucherinnen. Schon 1681 etwa fuhr die erwähnte Gewerkengattin Maria Elisabeth Stampfer in den Kupferbergbau Walchen bei Öblarn (Steiermark) ein. Die Vorbereitungen zur Inbetriebnahme des Kupferbergbaues in der Großfragant oblagen ihrem Ehegatten und ihrem gemeinsamen Sohn Hans Josef. Über ihre erste Besichtigung der im Bau befindlichen Anlagen schrieb sie: „Den 27. August 1691 bin ich in Gottes Namen nach Kärnten gereist und hab gottlob das Bergwerk in gutem Stand angetroffen. Der Herr Vater hat alles lassen von Grund aus bauen und ich hab 120 Personen angetroffen, die der Hans Josef zum Bau gebraucht hat. Die haben müssen den Weg zum Erzberg machen, und es sind auch allerlei Handwerker da gewesen, Maurer und Zimmerleut', die gar sind aus dem Salzburger Land hergebracht worden.“

Glück auf – „Ich wünsche Dir Glück, tu einen neuen Gang auf“

Im 18. Jahrhundert, zur Blütezeit des Fraganter Erzabbaus, waren rund 300 Bergleute in den dortigen Kupferlagerstätten beschäftigt. Bis zur Mitte der 1820er-Jahre schrumpfte die Belegschaft auf etwa drei Dutzend. Hoher Schwefelgehalt erschwerte die Verarbeitung der Erze. Der beim Schmelzvorgang durch den Rauchfang entweichende Schwefel schädigte die Vegetation. Der zurückbleibende Schwefel wurde vor allem für die Pulverproduktion genutzt. Zwischen 1740 und 1780 wurden jährlich etwa 1 700 Tonnen Hauwerk gewonnen, daraus wurden circa 56 Tonnen Kupfer und 224 Tonnen Schwefel erzeugt. Durch Sublimierung entstand in neuen Schwefelöfen äußerst hochwertiger Schwefel, der frei von Arsenik war. Dennoch griffen die



Stollenarbeiter, Großfragant, um 1915.

Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

lokalen Pulvermühlen zum qualitativ minderwertigeren, dafür billigeren sizilianischen Schwefel. Die zunehmende Konkurrenz billigen ausländischen Kupfers und die aufgrund der alpinen Lage hohen Gesteigungs- und Transportkosten sowie ein miserables Management machten die Erzgewinnung zunehmend unrentabel. 1834 wurde der Kupferbergbau überhaupt eingestellt. Um 1900 wurden die Kupfergruben für einige Jahre reaktiviert. Der steigende Rohstoffbedarf während des Ersten Weltkrieges führte dazu, dass sie vom k. u. k. Kriegsministerium käuflich erworben wurden. 1918/19 wurden die Kupfergruben in der Großfragant für immer geschlossen.

Ursprünglich wurden die Erze ausschließlich im Winter mit Schlitten und Sackzügen ins Tal transportiert. Um 1906/07 wurde eine 4 400 Meter lange Rollbahn für den Erztransport verlegt. Von da an konnten die beladenen Förderwagen (Hunte) auf Schienen, unterstützt vom geringen Gefälle, zur ebenfalls neu errichteten Bergstation der 2 240 Meter langen Seilbahnanlage gebracht werden. Zunächst wurden die Erzhunten mit Menschen- oder Pferdekraft entlang der Rollbahn befördert. Während des Ersten Weltkrieges kamen zwei Benzinlokomotiven zum Einsatz. Mit der nahe dem heutigen Rollbahn-Parkplatz gelegenen Materialeilbahn wurde das Erz hinunter nach Außerfragant transportiert. Von dort wurde es während der letzten Kriegsjahre mittels einer weiteren Schienenbahn bis zur Seilbahnstation in Semslach-Ost befördert und von dort zur Tauernbahnstation Obervellach.

Heute erinnern nur mehr vereinzelte hölzerne Bahnschwellen an den ehemals beschwerlichen Erztransport entlang der durchschnittlich auf 1 700 Metern Seehöhe gelegenen Rollbahn, die mittlerweile als wunderschön angelegter Wanderweg in die Großfragant führt. Bevor das Erz seit Beginn des 20. Jahrhunderts mittels Roll- und Seilbahn ins Tal befördert wurde, erfolgte der Abtransport, sobald die



Seilbahnanlage Grafenberg–Außerfragant, um 1915.
Foto: Österreichischer Alpenverein, Klagenfurt

Schneelage dies erlaubte. In jenen Transportnächten wurde das Erzgestein kurz nach Mitternacht von 30 bis 40 Arbeitern in grobe Säcke gefüllt und auf Schlitten gebunden. Jedes Gefährt wurde mit ungefähr 300 Kilogramm beladen. Ab zwei Uhr nachts begann die gefährvolle Fahrt über schroffe und steile Wege hinab bis zur sogenannten Puchertratte. Dort entleerten die Bergleute die Säcke, zogen wieder hinauf und wiederholten die gefährliche Arbeit noch vier- bis fünfmal.

Von der Puchertratte wurde das Erz per Sackzug in circa einer Stunde weiter nach Innerfragant befördert. Dazu füllten die Arbeiter das Erz in schweinslederene Säcke, die in eigens dafür präparierten Riesen (in mit einer Rodelbahn vergleichbaren Gleitrinnen) zu Tal befördert wurden. Jeder Sackzieher hatte ungefähr zehn Säcke, die hintereinander zusammengebundene wurden und von denen jeder circa 70 Kilogramm wog, ins Tal zu befördern. Diese Sackzüge wurden – die Riesen entlang – stets schlangenförmig bergab gefahren. Dadurch sollte dem Führer das Zurückhalten der Last erleichtert werden. Die Talfahrt erforderte vollste Aufmerksamkeit, wenn die Ladung nicht mitsamt dem Lenker in die Tiefe stürzen sollte. Schon 1556 beschrieb Georg

Agricola das waghalsige Unternehmen: „Auf diese Säcke setzt sich ein beherzter Fahrer und lenkt nicht ohne Lebensgefahr die vom Berge abfahrenden Säcke mit einem Stabe, den er in der Hand führt.“ In Innerfragant angekommen, wurde das kostbare Gut auf Pferdeschlitten umgeladen und zu den Schmelzhütten am Raggabach transportiert.





Mannschaftszug mit Erzhunt auf der Rollbahn, Großfragant, um 1916.
Foto: Österreichischer Alpenverein, Klagenfurt

Harte Arbeit, karger Lohn

Wo Erz zu hauen wir verbleiben,
um zu schrämen, bohren, scheiden,
wir halten pünktlich unsre Schichten,
um neue Gäng' zu richten.
Am Arschleder uns der Hutmann sitzt,
dass Hauer, Scheider, Klauber schwitzt.

Großfraganter Grubenreim, um 1750

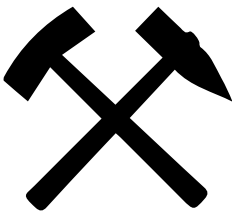
Das sogenannte Arschleder schützte den Hosenboden des Bergmannes beim Einfahren oder Rutschen in die Grube, außerdem hielt es Nässe und Kälte fern. Nach oft stundenlangen Anmärschen erst erreichten die Bergleute die Kupfergruben, wo sie ihr gefährliches Tagwerk verrichteten, sei es beim Abbau oder sei es beim Abtransport des Erzes. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts trugen die Knappen das Erz in Körben aus den Stollen. Das war nicht nur eine beschwerliche und zeitaufwendige, sondern auch eine lebensgefährliche Tätigkeit, denn die Bergarbeiter mussten mit dem oftmals über 70 Kilogramm schweren Korb auf dem Rücken bei schlechtem Licht über rutschige Steigbäume klettern. Die Arbeit in den engen Stollen war kräftezehrend, zumal sie teilweise nur in gebückter Haltung verrichtet werden konnte. Feuchte, sauerstoffarme Stollen, eintönige Kost, fehlende medizinische Betreuung und ein Mangel an Sozialeinrichtungen erschwerten die harte Bergmannsarbeit zusätzlich. Als Förderer, Wasserträger oder Leuchtbuben leisteten selbst Kinder Schwerstarbeit in den Gruben.



Werksbahnwagen im ehemaligen Bergbaubgebiet von Großfragant, um 1916.
Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

Vor dem Gebrauch des Sprengpulvers (ab Anfang des 18. Jahrhunderts) erfolgte der bergmännische Vortrieb in Schrämarbeit, also per Hand – mit Hammer und Schlägel. Die Entlohnung der Großfraganter Knappen errechnete sich aus geleisteter Arbeit (Gedinge) und Arbeitszeit (Schicht). Eine Schicht bestand aus elf bis zwölf Stunden. Die Stollen wurden meist bergauf getrieben. Auf diese Weise fielen die Erze dem Bergarbeiter zu und das austretende Wasser konnte bergab abfließen. Die Benennung der Stollen erfolgte nach den Tagen, an denen Stollen angeschlagen oder Erzadern entdeckt wurden, oder sie nahmen Bezug auf den Vornamen des betreffenden Bergarbeiters. Es konnten aber auch Bergmeister, Hutleute oder einfache Knappe zu Namenspatronen werden. Viele der Namen waren auch religiösen Ursprunges. So hießen die bis über 2 000 Meter Seehöhe gelegenen Stollen beispielsweise Johannes, Franzisci, Christi Himmelfahrt, Herz Jesu, Heiliger Geist oder Heilige Dreifaltigkeit. Eine der erzeichsten Gruben hieß Frauenstollen, der längste trug den Namen Göttliche Vorsehung.

Schlägel & Eisen



Schlägel und Eisen, die historisch wichtigsten Werkzeuge des Bergmannes, sind das Symbol für Bergbau. Auf Fahrplänen bedeutet es noch heute „an Werktagen“, auf Landkarten werden damit Abbauggebiete gekennzeichnet.



Hüttenensemble bei der Schwageralm, Großfragant, 1930er-Jahre.

Foto: Privatarchiv Umlauf, Villach, Klagenfurt

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts bestand das Bergpersonal in der Großfragant aus „2 Hutmännern [Vorarbeitern], 3 Hutmannsgehilfen, 4 Kunst- oder Punzenwärtern, 4 Grubenhütern, 8 Grubenzimmerern, 3 Bergschmieden, 84 Häuern, 38 Förderern samt Jungen, 12 Erzsäuberern, 9 Erzschnaidern, 1 Holz- und Wegmeister mit 11 Knechten.“ Insgesamt also aus 179 Männern, Frauen und Kindern. (Carl Rochata, 1878)

Die vielen Bergleute mussten natürlich auch ernährt werden. Doch nicht immer standen ausreichend Brot, Mehl, Schmalz, Speck und Fleisch zur Verfügung. Viele Knappen bewirtschafteten deshalb im Nebenerwerb noch kleine Landwirtschaften, sogenannte Knappenkeuschen. Den Sommer über bestand für die Knappen die Möglichkeit, sich direkt bei den Sennhütten mit ein wenig Milch, Butter und Käse einzudecken.

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges hin litten die Bergarbeiter und ihre Familien in der Großfragant „bittersten Hunger“, wie dies aus einem Schreiben der Betriebsführung vom August 1918 hervorgeht: „Die Leute helfen sich in ihrer Verzweiflung hauptsächlich durch Diebstähle von Kleinvieh von den Alpen in Groß-, Klein- und Innerfragant, sie stehlen aber auch Werkseigentum, Werkzeuge und Treibriemen, die sie bei den Bauern gegen Lebensmittel umtauschen.“



Gattersäge, k. u. k. Kiesbergbau, Großfragant, um 1916.
Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

Pech & Schwefel

Bei den Schmelzanlagen am Raggabach waren gegen Ende des 18. Jahrhunderts 52 Personen beschäftigt. Die beim Schmelzvorgang austretenden Schwefeldämpfe schädigten nicht nur die umliegende Vegetation, sondern auch die Gesundheit der dort tätigen Schmelzer und Schwefler.

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Kärntens Wälder hauptsächlich zur Versorgung der Berg- und Hammerwerke mit Holz(kohle) genutzt. Auch das Kupferbergbau-Unternehmen benötigte große Mengen an Holz, sei es in Form von Holzkohle für den Schmelzbetrieb, sei es als Grubenholz für die Stollenanlagen zur Absicherung und Abstützung des Gesteins unter Tage. Der steigende Holzbedarf des Bergwesens führte zu Interessenskonflikten mit den Bauern. Um einen Ausgleich zwischen Waldnutzung und Holzansprüchen zu gewährleisten, erließen die Grund- und Landesherrschaften eigene Bergordnungen, die dafür sorgen sollten, dass Waldverwüstungen per Gesetz unterbunden, die landwirtschaftliche Nutzung der Waldflächen geregelt und Wiederaufforstungen eingefordert wurden. Ein ausreichender Baumbestand besaß nicht nur für die reibungslose Produktion im Berg- und Hüttenwesen Priorität, zumal die aus dem Bergbau erwachsenen Steuereinkünfte auch für die Landesfürsten sehr bedeutend waren.

Das Fraganter Kupferbergbau-Unternehmen beschäftigte im 18. Jahrhundert über zwei Dutzend Holzfäller und mehrere Köhlermeister, die für ausreichende Mengen an Holz und Holzkohle zu sorgen hatten. Die Erzeugung von Holzkohle war für die ärmeren Bewohner des Mölltales eine willkommene Nebenerwerbsquelle, zumal der Ankauf von Bauernkohle den Gewerken wesentlich billiger kam, als die Kohleerzeugung aus den hierzu gewidmeten Wäldern zu feststehenden Preisen.



Aufbereitungsanlage, k. u. k. Kiesbergbau, Großfragant, um 1916.

Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

Da der Wald und das Holz neben Erz und Wasser die wichtigste Grundlage für die Erzeugung und Verarbeitung waren, wurden eigene Waldordnungen erlassen, die den Forstmeistern, Holzarbeitern und Kohlmeistern klare Richtlinien vorgaben, um die Ressource Holz nachhaltig zu bewirtschaften. Anfang des 19. Jahrhunderts hatte sich die jährliche Nutzung der gewidmeten Wälder durch die Großfraganter Kupfergewerkschaft auf rund 400 Kubikklafter (rund 2 720 m³) Holz belaufen. 1840 waren der Großfraganter Gewerkschaft Montanwälder im Ausmaß von rund 4 000 Joch (rund 230 ha) für die einmalige Abstockung unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden. Nachteilig für die Hochwälder wirkte sich die unkontrollierte Gewinnung von Pech (Harz) durch das Anbohren von Baumstämmen aus. Die Harzgewinnung erfolgte entweder durch das Sammeln von Fichtenpech (Pechklaubern) oder durch das damals weit verbreitete Lorietbohren, eine Methode, bei der Lärchenstämme angebohrt wurden, um das begehrte Terpentin (Loriet oder Lörget) zu gewinnen. Um 1890 erachtete die k. k. Forstverwaltung das Pechsammeln als einen „in den Mölltaler Gebirgsforsten allorts betriebenen Gewohnheitsfrevel“, den sie durch gesetzliche Überwachung einzuschränken versuchte.

Pulver & Puder

Das Fraganter Kupfer war wegen seiner vorzüglichen Qualität sehr begehrt und wurde bis weit in den Norden verkauft. Einer der Hauptabnehmer war bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auch das Messingwerk in Möllbrücke. Aus Messing (engl. *brass*), einer Legierung aus Kupfer und Zink, werden heute noch Beschläge, Zierketten und



Aufbereitungsanlage, Innenansicht, k. u. k. Kiesbergbau, Großfragant, um 1916.
Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

Blechblasinstrumente (engl. *brass instruments*) hergestellt. Seinerzeit bestanden viele Werkzeuge und Haushaltsgegenstände aus Messing, wie Gewichte, Leuchter, Glocken, Röhren, Löffel, Haarnadeln, Knöpfe, Pfannen, Stricknadeln, Fingerhüte und vieles mehr. Der in der Fragant gewonnene Schwefel wurde bis ins 19. Jahrhundert unter anderem bei der Schwefelung von Wein, zur Konservierung, aber auch als Haarpuder verwendet.

Seine letzte Blütezeit erlebte der Fraganter Kupferbergbau im Ersten Weltkrieg. In den Kriegsjahren war das Kupfer für die Waffenindustrie ebenso wichtig wie der Schwefel für die Pulverproduktion. Hauptabnehmer des Schwefels war die Pulverfabrik Blumau, die bereits 1890 von der Dynamit Nobel AG errichtet und kurz darauf von der Heeresverwaltung übernommen wurde. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges beschäftigte das riesige Werk 18 000 Menschen; allein von März bis Juli 1916 wurden dort über 900 Tonnen Schwefelkiese aus der Fragant verarbeitet.

Beschäftigte und geförderte Kupfererze

Jahr	Arbeiter/innen	Fördermenge in Tonnen
1815	keine Angaben	840
1909	46	700
1910	29	300
1911	15	266
1912	8	keine Angaben
1915	14	500
1916	428	6 000
1917	326	5 000
1918	200	1 200
1919	19	kein Abbau



Frauen in der Klaubhütte, k. u. k. Kiesbergbau, Großfragant, um 1916.

Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

Kupfer & Honig

Der lateinische Name *cuprum* für Kupfer ist abgeleitet von *aes cuprium*, „Erz von der Insel Zypern“, wo bereits im Altertum Kupfer gewonnen wurde. Damals schon wurde mit Kupferspänen vermischter Honig für die Wundheilung eingesetzt.

Unter der Militärverwaltung erfolgte die Aufbereitung der Erze bereits in der Großfragant. 1915/16 ließ die Militärverwaltung nahe der heutigen Jugendherberge eine Aufbereitungsanlage errichten, wo Brecher und Siebe das Erzgestein in gleiche Korngrößen zerkleinerten und eine Erzwaschanlage das Material in taubes und erzhaltiges Gestein trennte. Das Abklopfen der Erze (das Abstufen), die anfallende Klaubarbeit und die Erzwäsche waren Arbeiten, die meist von Frauen erledigt wurden. Um die Frauen zu beherbergen, errichteten die Militärs neben der Unterkunft russischer Kriegsgefangener einen zwölf Quadratmeter großen Zubau.

Obwohl der Bergbau seit jeher als reine Männerbastion galt, führten Frauen immer schon wichtige Hilfsarbeiten durch. So lag der Anteil von Frauen (und Kindern) im Berg- und Hüttenwesen in Kärnten zwischen 1857 und 1914 bei durchschnittlich 20 Prozent. Während Männer überwiegend in spezialisierten Bereichen tätig waren, erledigten Frauen die schlechter bezahlten Hilfsarbeiten.

Neben Militärarbeitern, weiblichen und männlichen Zivilpersonen kamen während der Kriegsjahre auch Hunderte russische Kriegsgefangene als Bergarbeiter zum Einsatz. Im November 1915 forderte das k. u. k. Kriegsministerium russische Kriegsgefangene für den eben erst erworbenen Kupferbergbau in der Großfragant an.



Unterkunft russischer Kriegsgefangener, k. u. k. Kiesbergbau, Großfragant, um 1916.
Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien



РУССКИЕ ВОЕННОПЛЕННЫЕ

Russische Kriegsgefangene

Die Bewachungsmannschaft bestand aus Professionisten, wie Schlossern, Schmieden und Tischlern. Im Stollen mussten die Kriegsgefangenen gruppenweise und getrennt von den anderen Bergleuten arbeiten. Streng bewacht und abgesondert waren sie in verlausten Holzbaracken untergebracht. In den Jahren 1916 und 1917 waren bis zu 260 russische Kriegsgefangene im Kupferbergbau tätig. Im schneereichen Oktober 1918 waren alleine 40 Mann mit dem Freischaufeln der Rollbahn und dem Sammeln von Brennholz beschäftigt.

Vier russische Kriegsgefangene starben in jungem Alter aufgrund der andauernden Kälte und Nässe, an mangelnder Ernährung und unzureichender ärztlicher Versorgung und nicht zuletzt an allgemeiner Erschöpfung. Wasili Gritschenkow kam durch eine Lawine ums Leben. Wegen großer Schneemassen konnte sein Leichnam nicht ins Tal gebracht werden, weshalb er neben Paul Kiritschenko und Ivan Koza in der Großfragant beerdigt wurde. Julian Bogma wurde in Flattach begraben.

Am 18. Dezember 1918 wurden sämtliche Unterkünfte und Magazine des k. u. k. Kiesbergbaubetriebes Großfragant geplündert. 1919 übernahm das österreichische Staatsamt den Bergbau, und die Großfragant kam unter Bundesmontanverwaltung. Ein Jahr später kam die Förderung zum Erliegen. 1921 wurde auch die Aufbereitung endgültig stillgelegt. Die letzten 123 Tonnen Hauwerk wurden im folgenden Jahr abtransportiert. 1926 wurde die Bergverwaltung Großfragant endgültig aufgelassen –



Ehemalige Bergwerkssiedlung, Großfragant 1934.

Altes Schutz- bzw. Berghaus (ehemaliges Verwaltungsgebäude; oben links),
Jugendherberge (Zimmerei und Sägewerk; darunter), Hernausstöckl (Tischlerei; darunter, Bildmitte),
Schoberkeusche (vorne rechts), ehemalige Sanitätsbaracke (dahinter).

Foto: Bildarchiv Austria, ÖNB, Wien

die Schienen der Rollbahn wurden demontiert, die Seilbahn- und Aufbereitungsanlagen abgebaut. Im darauffolgenden Jahr wurden auch die Stollen nicht mehr erhalten, sodass sie binnen dreier Monate mit Wasser vollliefen. 1927 pachtete die Sektion Klagenfurt des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (DuÖAV) die Grundstücke und Gebäude von der Bundesmontanverwaltung. Zwei Jahre später erwarb der DuÖAV den gesamten Hütten- und Bergbaukomplex um 14.200 Schilling.



Halter (Hirte) in der Großfragant, 24. August 1976.
Foto: Annemarie Stotter, Lienz



Kühe auf der Almweide, Garnitzenalm, 1950er-Jahre.

Foto: Josef und Maria Pacher, Grafenberg

DIE ALM

Almen sind hoch gelegene Flächen, die in den Sommermonaten mit Vieh beweidet werden und in engem wirtschaftlichen Kontakt mit dem Heimathof stehen. Ab dem 13. Jahrhundert begünstigten Bevölkerungswachstum und mildes Klima die saisonale Besiedlung in alpinen Lagen. Aus damaligen Steuerbüchern (Urbaren) geistlicher und weltlicher Grundherrschaften lassen sich festgelegte Auftriebszahlen von Rindern und Schafen oder die Höhe der jährlich zu leistenden Almabgaben herauslesen. Zum Alltagsleben selbst, über Sennerinnen, Käser, Hirten und Zuboten gibt es nur spärliche Aufzeichnungen. Erst mit der intensiveren Nutzung hoch gelegener Weideflächen nahmen auch die Informationen über die Almbewirtschaftler zu. Recht anschaulich schilderte Julius Heinrich Gottlieb Schlegel Hirtenalltag und Beweidung in seinem 1798 erschienenen Büchlein „Reise durch einige Theile vom mittäglichen Deutschland und dem Venetianischen“, die ihn auch durch Kärnten führte: „Die Viehhirten, deren Anzug meistens in einem grünen großen Filzhut oder dünnen hölzernen Hut, einem schmutzigen Hemd, kurzer Jacke, ledernen oder schlechten Tuchbeinkleidern und hölzernen Schuhen mit oder ohne Fußseisen besteht, sitzen oft Tage hindurch in diesen menschenleeren Gegenden ganz einsam auf einem Felsen, beständig der drückendsten Sonnenglut ausgesetzt, wovon sie ganz braun gebrannt sind, und beschäftigen sich höchstens mit kleinen Handarbeiten, z. B. mit Verfertigen von geflochtenen und hölzernen Schuhen. Schwarzes Brod und Käse ist den Tag über ihre Speise, Milch oder Brantwein, den sie meist in einer hölzernen Flasche bei sich



Viehübertrieb, Großfragant 1940.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz

führen, ihr Trank; in Ermangelung desselben Wasser oder Schnee, der immer in den Buchten, wo keine Sonnenstrahlen hinfallen, anzutreffen ist. Gegen Abend treibt der Hirt sein Vieh zusammen und zieht mit ihm in dessen Lagerstätte.“

Privatalmen werden von einem einzelnen Betrieb oder von einer Privatperson bewirtschaftet. Im Allgemeinen handelt es sich dabei um kleinere und oft tiefer gelegene Almen. Die Alm einer Agrargemeinschaft befindet sich im Eigentum mehrerer landwirtschaftlicher Betriebe, wobei der Besitz in Anteile gegliedert ist. Agrargemeinschaften sind „Körperschaften öffentlichen Rechts“. Eine besondere Form der Teilung zwischen Eigentum und Bewirtschaftung liegt bei Servituts- bzw. Einforstungsalmen vor. Das Servitut garantiert einem oder mehreren Berechtigten die Ausübung urkundlich geregelter Weiderechte auf fremdem Besitz. Eigentümer des Grundes sind meist der Bund (Österreichische Bundesforste), das Land oder private Großgrundbesitzer. Die Berechtigung zur Weidenutzung im Wald (Einforstungsrecht) umfasst meist auch bestimmte Holzbezugs-, Tränk-, Wege- und Schneefluchrechte. Flächenmäßig nehmen Agrargemeinschaften den größten Almanteil Kärntens ein. Das rund 1 000 Hektar umfassende Weidegebiet der Agrargemeinschaft „Groß- und Kleinfraganter Hochalm“ teilt sich in vier Höhenstaffeln: die Waldparzellen (inklusive Berechtigung zur Weidenutzung im Wald der Österreichischen Bundesforste), die Sadnigalm, die Schoberalm sowie die Bogenitzen. Während des Sommers erfolgt ein Weidewechsel (Auf- bzw. Übertrieb) zwischen den einzelnen Almgebieten. Dabei werden die Almen in verschiedenen Höhenlagen der Reihe nach bestoßen (Staffelwirtschaft). Der Weidewechsel orientiert sich meist am Stand der Vegetation, hin und wieder ist er auch an fixe Termine gebunden. Seit den 1990er-Jahren besteht aufgrund des gesunkenen Viehbestandes kein Bedarf mehr am Weidegebiet der Bogenitzen, wo sich früher das Vieh (Rinder und Pferde) von Ende August bis Mitte September aufgehalten hat.



Sennerinnen in der Großfragant, 1940er-Jahre.
Foto: Johanna Sternath, Villach

Der Viehübertrieb auf die höher gelegenen Almen war für Mensch und Tier nicht ungefährlich: „Der Übertrieb is früher bei dem Hauf'n Vieh, was umadum woa, schon fast wie a lustige Himmelfahrt g'wesen. Da hast an gefährlichen Stellen zuwesteh'n müss'n. An guten Stand hast haben müssen, so zwei Handbreit umadum und himmelhoch die Wänd, aber du hast einesteh'n müssen. Bei jedem Übertreiben is erst a Vaterunser gebetet worden, und danach is das Gatterle aufg'macht worden.“ (Johann Gugganig, Grafenberg im Mölltal, 2009)

In der Vergangenheit wurden die privaten Almen am intensivsten bewirtschaftet. Wegen der hohen Personalkosten bzw. des allgemeinen Mangels an geschultem Almpersonal wurden Privatalmen in den vergangenen Jahrzehnten extensiver bewirtschaftet und auf Mutterkuh- bzw. Galtviehhaltung umgestellt. Wenn möglich, wird heute das Vieh auf den Einzelalmen vom Heimathof aus betreut. Mitunter wurde die Viehhaltung auf manchen Privatalmen gänzlich aufgelassen. So produzierten im Sommer 1974 in der Großfragant noch vierzehn Sennerinnen auf dementsprechend vielen bewirtschafteten Privatalmen rund 1 000 Kilogramm Almbutter und über 2 500 Kilogramm Topfen. 2018 waren nur mehr zwei Sennerinnen mit der Milchverarbeitung beschäftigt. „Früher woan alle Hütt'n in der Großfragant bewirtschaftet, da woan bis zu zwölf Sennerinnen und oft mehr heroben. Gezahlt hat keine was gekriegt, woan ja alle von an Bauern. Halter hat's alleweil zwei 'geben, fürs Hochalmvieh. Hat sich alles aufg'hört mit die Viecha, gibts fast lei mehr Galtvieh.“ (Johanna Sternath, Villach 2009)



Bergmahd in der Großfragant, 1937.
Foto: Johanna Sternath, Villach

Weidepflege & Bergmahd

Die sorgfältigsten Weidepfleger sind nach wie vor die Tiere selbst. Kühe, Jung- und Galtvieh, Pferde, Ziegen und Schafe ergänzen sich in der Beweidung auf vielfältige Weise. So werden zum Beispiel Pferde als dankbare Nachweider und Koppelputzer geschätzt, die auch von Rindern verschmähte Gräser fressen. Die Ziegen sind kostengünstige „Schwender“, da sie auch Zwergsträucher „verputzen“. Im Hochsommer treffen sie sich mit den Schafen auf entlegenen und steilen Hängen, wo bekömmliche Gräser und Kräuter wachsen.

Die Almweide wird aufgrund ihres Reichtums an Nähr- und Inhaltsstoffen, wegen ihrer gesunden Kräuter und Artenvielfalt nach wie vor geschätzt. „A Fuadale Almheu is besser wie drei Fuadalen Landheu“, hieß es landläufig. Daher spielte neben der Weidenutzung der Almen das Mähen der Almflächen in alpinen Hochlagen seit jeher eine bedeutende Rolle. Überwiegend beschränkte sich die Heugewinnung auf steile, schwer zugängliche Berghänge, sogenannte Bergmähder. Das unter schwierigen Umständen gewonnene Almheu war von guter Qualität, es war fein, ergiebig und nahrhaft. Das Bergheu stellte eine überlebensnotwendige Futtergrundlage am Heimathof dar, wo sich die Höhe des Viehbestandes stets nach der Menge des zur Verfügung stehenden Winterfutters richtete.

Meist waren mehrere Mäher im Einsatz, um die Almflächen zu mähen. Bereits nach der Schneeschmelze wurden die steilen Wiesenhänge von Steinen gesäubert, damit während der sommerlichen Mahd die Sensen nicht allzu sehr litten. In den vier bis sechs Wochen, die zwischen dem ersten Schnitt der Talwiesen und der Getreideernte lagen, wurden im Juli und August die Bergmahden durchgeführt. Das Mähen mit der Sense erforderte nicht nur Ausdauer, sondern auch handwerkliches Geschick.



Großfragant, 1960er-Jahre.
Foto: Annemarie Stotter, Lienz.

Dengelstock und Hammer wurden mit auf den Berg genommen, Wetzsteine und der wassergefüllte „Kumpf“ durften ebenfalls nicht fehlen. Früh am Morgen begannen die Mäher mit der Arbeit, wenn das feuchte Gras das Sensen erleichterte. Nach einem kurzen Frühstück wurde je nach Wetterlage weitergemäht oder geheut. Das Heuwenden bzw. Zurechen bedurfte einigen Geschicks und wurde meist von Frauen verrichtet. Das Mähen in steilsten Gebirgshängen und der oft abenteuerliche Heimtransport des Winterfutters erregten recht früh die Aufmerksamkeit von Reisenden und Volkskundlern. Der „Wildheuer“ entwickelte sich dabei zum romantisch verklärten Heroen bodenständigen Alpenlebens.

Die vom gefährlichen Bergleben ausgehende Faszination schwang auch im 1817 von Johann Jenull für die Zeitschrift „Carinthia“ verfassten Bericht über die Bergmahd im Mölltal mit: „Auf den Hochalpen, wo keine stärkere Pflanze, kein Bäumchen, kein Krummholz mehr gedeiht, liegen die weiten, ausgedehnten, aber ebenso kargen, steilen und nackten Wiesen der Thal- und Bergbewohner. Hier ist es, wo sie – ihre Füße mit Steigeisen bewaffnet – über schauerlichen Abgründen die blinkende Sense schwingen, um für ihre Kühe kaum fingerlange, aber aromatische, edle Gräser zu gewinnen (...). Auf seinen Gott, seinen schwindellosen Kopf und seine Fußseisen vertrauend bringt der Bauer mit seinen Knechten hier gewöhnlich den August-Monat zu, reich und zufrieden einzig durch seine Nichtkenntnis von Bedürfnissen.“

Das Bergheu wurde entweder in kleinen Heuhütten gelagert oder kegelförmig zu sogenannte Heustristen um zwei bis drei Meter lange Fichtenstangen aufgeschichtet. Der sorgfältige Aufbau einer solchen Triste bedurfte einiger Erfahrung: Zuerst wurden auf dem Boden Grünerlen ausgelegt, um das Heu vor Bodennässe zu schützen. Das Heu musste dann gut festgetreten werden, damit sich der Heustock bei Wind



Am Abend nach dem Heuziehen, Innerfragant, Winter 1956.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz

und Wetter nicht auflöste. Damit das Wasser abfließen konnte und das Heu nicht zu faulen begann, bildete schließlich ein Rasenziegel den Abschluss. Die Heustristen wurden ebenso wie die Heuhütten an lawinensicheren Plätzen angelegt.

Heuziehen

Der winterliche Abtransport des Almheus erfolgte mit Schlitten oder Behelfsgeräten, die je nach Bautyp und Region als „Taxn“, „Ferggln“ oder „Schloapf“ bezeichnet wurden. Die Maßeinheit beim Heuziehen war das „Fuder“ oder „Fuada“ (eine 300 bis 400 kg schwere Ladung Heu). Das Heu blieb bis um Weihnachten auf der Alm und wurde dann über den Schnee heimgebracht. Der Sinnspruch „Lichte Mett'n, finstere Stadel“ bedeutete, dass das Almheu bis zum Heiligen Abend schon heimgeführt war, da die Heustadel „finster“ waren; „Lichte Stadel, finstere Mett'n“ hingegen, dass es höchste Zeit war, das auf den Almen gelagerte Heu nach Hause zu bringen. Das Heuziehen war eine gefährliche Arbeit. Manchmal lagen die im Sommer errichteten Heustristen so tief im Schnee, dass nur mehr die Triststangen den Standort markierten. Außerdem konnte der Heuzieher bei lockerem bzw. tiefem Schnee einsinken und die Last über ihn hinwegrutschen. War die Spur ins Tal eisig, musste er alle Kraft zum Bremsen der Heufuhre aufwenden. Dennoch war die gefährliche Bringung des Almheus eine willkommene Abwechslung im Arbeitsalltag: „Nach dem Heuzieh'n haben wir bei demjenigen, für den das Fuada g'holt worden is, was zum Essen bekommen, a Supp'n mit an Fleisch, das hab' i am liebsten g'habt. Das woa wie bei einer Hochzeit, so is da hergegangen.“ (Anton Spöttling, Grafenberg im Mölltal, 1996)



Heuziehen, Großfragant, um 1960.

Foto: Josef und Maria Pacher, Grafenberg

Die Unerschrockenheit der Heuzieher erregte schon früh die Bewunderung der Städter; voller Pathos berichtete Johann Jenull 1817 seinen Lesern von der winterlichen Bringung des Berghaus im obersten Mölltal:

„Der bei weitem gefährlichere Theil und vielfältig mit Lebensgefahr (nicht selten mit Lebensverlust) verbundene Theil ist das Heimbringen des Heu's Mitte des Winters. Nur in dieser Jahreszeit, wenn alles fest gefroren ist, Berge und Thäler tief mit Schnee verhüllt sind, kann der Bauer daran denken, sein Heu von den Hochalpen nach Hause zu ziehen. Dieses Geschäft (Hatzen, Heuziehen) ist immer ein Anliegen der ganzen Nachbarschaft, und gewöhnlich ordnen es die Bauern zwischen sich so, daß die gesamten Knechte an einem Tage bei diesem Bauern, an einem andern bei dem zweiten Nachbarn, und so der Reihe fort bis zum letzten, zusammenkommen und die gefährliche Arbeit vollbringen. Kein Pferd, kein Ochse ist zu diesem Fuhrwerke in den kahlen, höchst steilen, weglosen Alpen zu brauchen; jeder Hater bringt seinen Schlitten selbst mit sich, und so sammelt sich die ganze Gesellschaft um 10 bis 11 Uhr nachts in jenem Hause, dessen Heuzug vorgenommen werden soll. Man ißt ein mäßiges Nachtessen, um sich zur mühevollen Arbeit zu stärken und jedermann erhält dabei etwas Branntwein. Um 12 Uhr Mitternacht wird ein kurzes Gebet verrichtet und nun geht der Zug im Mondenschein vom Hause auf die Hochalpen zu den tiefbeschneiten Heustristen. Nach einem höchst lästigen Gange von 5 bis 6 Stunden kommt der Zug auf der Alpwiese an. Sogleich wird der kostbare Schatz vom Schnee befreit; es werden die Schober in kleine so genannte Alpfuderl gebunden, und jeder solcher Bund unter hundert Gefahren über steile Felsen auf Stricken hinabgelassen; dort, wo es eben oder streckenweise aufwärts geht, gezogen; und bis zur Stelle, wo die Schlitten stehen, fortgeschleppt. Hier werden jene Bündel auf Schlitten überpackt, und es beginnt eine schnelle, aber oft doppelt gefährliche



Heuziehen, Großfragant, um 1960.
Foto: Josef und Maria Pacher, Grafenberg

Fahrt über die steilen Berge abwärts der Heimat zu, wo der Zug gewöhnlich nach 4 Uhr nach Mittag erwartet wird. Glückliche Bewohner der Alpen, wenn sie in langer Fuderreihe ohne Unfall bei den braunen Hütten anlangen! Unter feierlichem Jubel erwartet die Heimkehrenden ein köstliches Hatzter-Mahl, bestehend aus gebackenen Nudeln, Schmalzmuß, gesauerten Erbsen, Honigkugeln, Knödel und Sauerkraut.“ Unbestreitbar erfordert die Bewirtschaftung der Bergmäher viel Zeit und einen hohen Personalaufwand, zumal ein Einsatz von Maschinen in der Regel kaum möglich ist. Ertragssteigerungen auf den Talwiesen kompensieren mittlerweile die vergleichsweise geringe Ausbeute an Bergheu. Seit den 1960er-Jahre beschränkt sich das Mähen von Almflächen zunehmend auf hüttennahe Almanger, die auch heute noch gedüngt und mindestens einmal im Jahr gemäht werden. Viele der ehemaligen Bergmäher wurden inzwischen aufgeforstet, einige zur Beweidung herangezogen, viele der in niedrigen Lagen befindlichen, ehemals artenreichen, mit Blumen und Kräutern übersäten Almflächen sind mittlerweile jedoch mit holzigen Gewächsen verunkrautet.

Heute erscheint der früher betriebene Aufwand zur Gewinnung des Bergheus zunehmend unrentabel: „Im Sommer is in der Großfragant g'mäht worden. Wenn daham die Arbeit fertig woa, sind alle in die Alm g'angen, in die steilen Häng' mah'n. Überall sind klane Schupf'n g'wesen. Da sind Tristen g'macht worden.

(...) Es is schon g'fährlich a g'wesen, wann die Leit'n bis auf'n Grat g'mäht worden sind. Da hat man ‚hängen‘ müssen. Da is a extra Hängeseil, so 30 Meter lang, mitg'nommen woan, darauf sind die Fuada ang'hängt worden, ans nach'm andern. Das is dann obag'lassen worden, so weit bis halt nimma so steil woa. Drunter is einer g'wesen, der hat gezogen. Ja, es is schon vorgekommen, dass der Rock danach verbrennt woa vom Seil.“ (Johann Gugganig, Grafenberg im Mölltal, 2009)



Geselliges Beisammensein in der Großfragant, 29. September 1936.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz

Das geht auf keine Kuhhaut

2018 war Susi der beliebteste Kälbername in Österreich. Im weiteren Ranking folgten Bella, Sissi, Lilli, Heidi und Lisa. Bei den männlichen Kälbern führten Max, Willi und Moritz die Bestenliste an. Jedes Kalb wird spätestens sieben Tage nach der Geburt mit eindeutig identifizierbaren Ohrmarken versehen. Im Zuge dessen werden den Kälbern meist auch gleich Namen gegeben, wie zum Beispiel Resi, Alma, Zenzi, Golde, Ruby, Butterle, Schoberle, Cindy, Gloria, Berta, Milena, Lärche oder Kirsche.

Almidylle

Die Arbeit auf der Alm ist einerseits mit Strapazen und Entbehrungen verbunden, andererseits hat das „Almgehen“ immer schon auch eine willkommene Unterbrechung des Alltags im Tal bedeutet. Obwohl der Arbeitsablauf durch die Erfüllung genauer Aufgaben und Pflichten vorgegeben war, fühlte sich das Almpersonal meist „freier“ und selbstständiger als zu Hause. Neben einem streng geregelten Arbeitsrhythmus ermöglichte das Leben auf der Alm anscheinend ein unabhängigeres Leben.

In ihren Beobachtungen differenzierten die Bildungsreisenden des 18. und 19. Jahrhunderts selten zwischen „romantischem“ Almleben und kargem Alltagsleben: „Die Halterhütte ist weit primitiver als die Sennhütte eingerichtet. Sie hat nur selten Fenster, fast nie einen Tisch. Eine Stelle auf dem Fußboden, durch Steine vom übrigen



Ochsentrüb, Großfragant 1958.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz

Hüttenraum abgetrennt, dient als Herd. Die Pfanne, in welcher die Polenta gekocht wird, zeigt im Innern eine dicke Kruste von Speiseresten. Alles schmutzig und schmierig, überall fehlt die weibliche Hand. Der Halter sieht nur wenige Menschen in den Sommerwochen, er ist daher manchmal wortkarg, barsch, menschencheu. Selten hört man ihn singen. In ruhigem Hinbrüten raucht er den ganzen Tag seine Pfeife oder gräbt Enzianwurzeln. Dem Fremden gegenüber ist er zwar manchmal rau, aber gastfreundlich. Freilich muß man schon sehr genügsam sein und eine besondere Vorliebe für Schaf- und Ziegenmilch haben.“ (Michel Knittl, 1889)

Den Sennerinnen oblagen auf der Alm neben der Milchverarbeitung sämtliche Stallarbeiten, die Versorgung des Viehs, das Kochen und Aufräumen der Hütte. Die Männer waren für die Heumahd, das Zäunen und die Holzarbeiten zuständig. Die Almerhebung 1950/52 verzeichnete ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Männern und Frauen. Damals waren insgesamt 2 416 Personen auf Kärntens Almen gemeldet. Wobei beim Fachpersonal Frauen eindeutig überwogen (1 128 weiblichen Fachkräften standen 572 männliche Fachkräfte gegenüber). In Oberkärnten waren generell mehr Frauen auf den Almen anzutreffen. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts wurden alle anfallenden Arbeiten und landwirtschaftlichen Verrichtungen ausschließlich unter Einsatz von Muskelkraft und mit Hilfe von Pferden und Rindern erledigt. Die erforderliche körperliche Stärke drängte Frauen automatisch ins zweite Glied. Sogenannte Frauenarbeit wurde geringer bewertet, Frauen dementsprechend geringer entlohnt. Die im Tal gehandhabte Praxis der ungleichen Entlohnung von Knecht und Magd fand ihre Fortsetzung auf der Alm.

Über den arbeitsreichen Tagesablauf einer Sennerin wusste Knittl Folgendes zu berichten: „Das Leben einer Sennerin verläuft durchaus nicht so einförmig, wie man etwa glauben könnte und für Langeweile ist kein Raum auf der Alm. Morgens um vier Uhr



Großfragant, um 1960.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz

werden die Kühe gemolken; hierauf wird rasch gefrühstückt, dann ausgetrieben. Alle Sennerinnen müssen ihr Vieh begleiten. Den Ort der Weide bestimmt der Halter. Dann geht's an die Käsebereitung. Die saure Milch wird abgerahmt und in den großen Kessel über dem Herde geschüttet. Bei mäßigem Feuer unter dem Kessel wird der Käse aus der Milch ausgeschieden. Dieser Käse wird dann in einem Linnentuche ausgepreßt, mit Salz vermischt, in die gewöhnliche Form gebracht und auf dem Gesimse der Hinterhütte aufgestellt, wo er austrocknet und steinhart wird. Nachdem der Käse aus dem Kessel herausgefischt ist, wird das übrig bleibende, grünlich durchscheinende und säuerlich schmeckende Topfenwasser längere Zeit gekocht. Da setzt sich dann am Boden des Kessels nochmals ein käsiger Niederschlag an. Dieser ist geschmacklos. Er wird auf einen Teller gelegt und geht in zwei bis drei Tagen in Gärung über, wobei er ganz heiß wird. Dann wird er gesalzen und zu einer Kugel geformt. Es ist das ‚Kasmachet‘. Dieses ist grau und so scharf wie Quargel. Man macht die Kässuppe daraus, indem man Stücke des Kasmachets in gewässerter Milch siedet. Langweilig ist das ‚Butterrühren‘, besonders bei kühlem Wetter. Der Rahm wird in lange, nach oben sich verjüngende Kübel geschüttet und die zähe Masse mit einem Stabe, an welchem unten ein durchlöcheretes, rundes Brettchen angebracht ist, so lange durcheinander gestoßen und geknetet, bis sich die Butter ausscheidet, welche dann in eine länglich runde Form gebracht wird. Diese Arbeit dauert oft stundenlang. So vergeht der Vormittag.

Nachmittags muß die Sennerin um Futter gehen – Futter für die Kühe, damit sie während des Melkens stillhalten, und Futter für die Schweine im Stalle neben der Hütte. Sie nimmt den großen Tragkorb auf den Rücken, und den langen Bergstock in der Rechten wandert sie an einem Abhang von sechzig bis siebzig Graden Neigung hin. Denn wo das Gehänge sanft ist, dort wird ohnedies das Vieh geweidet. Nur



Milchverarbeitung in der Großfragant, 1930er-Jahre.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz

dort also, wo die Abhänge so steil sind, daß man wegen der Gefahr des ‚Abwalgens‘ kein Vieh mehr hinlassen darf, kann die Sennerin Gras suchen. Das schneidet sie mit der Sichel ab und füllt ihren Korb. Mit der schweren Last grünen, häufig feuchten Grases auf dem Rücken wandert sie wieder auf schmalem Steige am gefährlichen Abhänge ihrer Hütte zu.

Ist genügend für Futter gesorgt, so geht die Sennerin aus und pflückt ‚Kraftrosen‘ (Arnica), oder sie gräbt Enzianwurzeln aus. Am Abend kommt die Herde nach Hause. Eine Kuh nach der andern wird in den Stall getrieben, gemolken und dann wieder hinausgejagt, denn sie müssen die Nacht über im Freien zubringen. Sind die Kühe gemolken und die Schweine gefüttert, so wird das Nachtmahl bereitet; etwa Sterz und Kaffee, oder Mehlklöße, vielleicht auch bloß ein Topf gesottener Milch. Nach dem Abendessen kommen zwei Nachbarinnen zu Besuch.

Ja, das auf der Alm Sein ist für die Sennerin nicht einfach. Häufig versteigt sich eine Kuh oder ein Kalb und die Sennerin muß das Thier die ganze Nacht auf der Alm suchen, um es manchmal unter Lebensgefahr zu retten. Oft geschieht ein Unglück. Vor zwei Jahren kam ich in der Großfragant eben dazu, wie eine schöne Kuh zerlegt ward. Sie war von der Felswand hinter der Hütte herabgefallen.“

Kupfer & Bakterien

Geschirr aus Kupfer wird von alters her wegen seiner antibakteriellen Wirkung geschätzt. Bei der Käseherstellung werden, ebenso wie beim Bierbrauen, Kupferkessel verwendet, da diese einen Großteil der Keime abtöten.



Sennerinnen in der Großfragant, 1940er-Jahre.
Foto: Annemarie Stotter, Lienz

Bis heute ist der Arbeitstag einer Sennerin mit mannigfaltigen, strapaziösen Tätigkeiten ausgefüllt. Noch einmal der Alpenwanderer Knittl über die unterschiedlichen Typen von Sennerinnen, der bei seinen Erkundigungen bis auf wenige Ausnahmen durchaus reinliche Sennhütten vorfand und darüber hinaus auch die klischeehaften Vorstellungen über das Aussehen der Sennerinnen, wie sie beim Lesepublikum des 19. Jahrhunderts vorherrschten, zurechtrückte:

„Wie sehen denn die Sennerinnen aus, sind sie wirklich so schön, wie man manchmal liest? So bin ich gar oft schon gefragt worden, wenn ich von einer längeren Gebirgstour zurückkehrte. Ein anderer wieder meinte: Nicht wahr, schmutzige, alte Racheln sind die vielgerühmten Sennerinnen? Keines von beidem. Denn die Sennerin ist natürlich durchaus nichts Apartes, sie ist eben die Tochter des Bauern oder seine Magd. Manche ist jung, manche alt, eine hübsch, die andere hässlich, diese reinlich, jene schmutzig. In manchen Hütten traf ich Mädchen von überraschender Frische und ländlicher Schönheit, in anderen wieder alte Weiber mit tiefenden roten Augen, zahnlosem Mund, den Unterkiefer hängend, einen großen Kropf am Halse.“ Das Leben auf der Alm ist oft beschrieben und noch öfter besungen worden. Dabei übten die Reiseberichte über bildhübsche Almsennerinnen einen ungeheuren Reiz auf die Städter im Tal aus, die tatsächlich zu glauben schienen, dass sich die Menschen auf der Alm sämtlichen nur denkbaren Lüsten und Ausschweifungen hingaben. Dementsprechend fielen viele Schilderungen aus.

Im 18. Jahrhundert zeigten sich die Kirchenvertreter zunehmend besorgt über das unbeaufsichtigte Zusammenleben von Männern und Frauen auf den Almen. Die Geistlichen befürchteten eine zunehmende „Sittenverwilderung“; ja selbst Musik und Tanz galten den christlichen Sittenwächtern als verwerflich. Mitunter war es Frauen seitens der Kirche sogar verboten, als Sennerin auf die Alm zu gehen. Oder



Großfragant, 1940er-Jahre.
Foto: Annemarie Stotter, Lienz

sie mussten zur „Gesichtskontrolle“ vor den geistlichen Würdenträgern erscheinen, welche nach eingehender Begutachtung darüber entschieden, ob eine Frau auf die Alm gehen durfte. Diese sonderbare Sennerinnen-Beschau, die sogenannte Sendinnen-Wapplung, wurde von pffiffigen Almherren gerne umgangen, indem sie zur Musterung eine „runzlige, alte Frau“ schickten, während auf die Alm dann ein „flinkes, junges Mädchen“ zog.

Alles in Butter?

Abgelegene Almen bewahrten sich über Jahrhunderte hinweg ihre traditionelle Bewirtschaftungsform. Obwohl im Rückgang begriffen, weiden Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen den Sommer über immer noch auf den Almen, dem Futterreservoir der Berglandwirtschaft, und tragen dadurch wesentlich zur Arbeitsentlastung auf den heimischen Höfen bei. Für die Bauern bedeutet die Alpfung des Viehs eine Arbeiterleichterung, da Tätigkeiten, wie das Ausmisten, Füttern und mitunter Melken während des Sommers, einer Jahreszeit, in der man mit der Mahd und dem Ernten beschäftigt ist, wegfallen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte allmählich ein tiefgreifender Strukturwandel auch in der Berglandwirtschaft ein. Durch den Rückgang landwirtschaftlicher Arbeitskräfte und die damit verbundene zunehmende Mechanisierung sahen sich die bergbäuerlichen Betriebe gezwungen, vermehrt auf Grünlandnutzung und marktorientierte Viehhaltung umzustellen. Die im Vergleich zu sogenannten landwirtschaftlichen Gunstlagen hohen Gestehungskosten bergbäuerlicher Produkte bedrohen seither



Großfragant, 1940er-Jahre.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz

zunehmend die Existenz der Bergbauernbetriebe. Müssten für diese Arbeit Kollektivlöhne bezahlt werden, wären die meisten Höfe nicht überlebensfähig. Auch Direktzahlungen und andere Formen der Bergbauernförderung reichen nicht annähernd aus, die Standortnachteile und den gnadenlosen Preiskampf wettzumachen. Immer mehr Betriebe sind auf Zusatzverdienste angewiesen. Weshalb viele Bauern und Bäuerinnen als Kellnerinnen, Zimmerer, Baggerfahrer, Frächter, Liftwarte, Verkäuferinnen oder Stollenarbeiter arbeiten. Neben der vielen Arbeit am Bauernhof braucht es das zusätzliche Einkommen, um den heimatlichen Betrieb zu erhalten.

Neben der wirtschaftlichen Bedeutung ist auch die soziale Funktion der Almen im Schwinden begriffen. So war in der Großfragant noch vor wenigen Jahrzehnten wesentlich mehr Almpersonal anzutreffen. Beinahe sämtliche Hütten waren bewirtschaftet, und jede Sennerin, jeder Senner hatte meist zwei oder mehrere Kühe zu versorgen. Früh schon wurde die geringe Produktivität dieser Art von Bewirtschaftung von Ökonomen bemängelt. Die bäuerliche Familienwirtschaft folgte aber anderen Gesetzmäßigkeiten und war niemals ein rein auf Gewinn ausgerichtetes System. Immer mehr der kleinstrukturierten landwirtschaftlichen Betriebe sind heute gezwungen, für immer ihre Pforten zu schließen. Ein Prozess, der auch auf der Alm Spuren hinterlässt. Wo neben den sich ändernden klimatischen Bedingungen vor allem der rückläufige Viehbestand negative Folgen zeitigt. Wertvolle Almflächen wachsen zu. Aufgrund des fehlenden Almpersonals kann die händische Schwendarbeit nur mehr mangelhaft durchgeführt werden. Für die vielbeschworene Almrantik bleibt immer weniger Zeit. Und abseits der gängigen Almklichs geht es längst schon eher um adäquate Zufahrtswege, funktionelle Almgebäude und, wo immer möglich, eine funktionierende Stromversorgung, damit die noch bestehenden Almwirtschaften weitergeführt werden (können).



Großfragant, um 1990.

Foto: Annemarie Stotter, Lienz


Ohne die landwirtschaftliche Nutzung der Almen würden diese erheblich an ökologischer Vielfalt, aber auch an Erholungswert verlieren. Die seit längerem geführte Diskussion über die zukünftige Funktion des Bauern als „Landschaftspfleger“ oder „Landschaftsgärtner“ entspringt dem Standpunkt einer meist außerhalb der Landwirtschaft stehenden Bevölkerung (Wanderer, Naturschützerinnen, Intellektuelle), deren Wahrnehmung von Landschaft sich seit über zwei Jahrhunderten primär über deren „Schönheit“ definiert. Viele Bauern registrieren hingegen die von ihnen geleistete Pflege der Kulturlandschaft als positiven Nebeneffekt einer notwendigen Arbeit, die aber nicht der eigentliche Antrieb ihres Wirtschaftens ist.

Die Palette der Nutzungsmöglichkeiten von Almen hat sich grundlegend erweitert: Im Winter sind sie Skigebiete, im Sommer eine Urlaubsregion für Wanderer, Mountainbikerinnen oder Paragleiter. Leerstehende Sennhütten werden an Touristinnen vermietet; es entstehen Almdörfer mit Fünf-Sterne-Service sowie Restaurants und Seilbahnen, die das Erscheinungsbild der Almen zunehmend beherrschen; freilaufende Hunde jagen das Weidevieh, oder umgekehrt; Milch, Butter und Käse werden aus dem Supermarkt auf die Alm geliefert – Schreckensszenarien, die zumindest hierzulande noch als Ausnahmeerscheinung bezeichnet werden dürfen.

„Geht die Kuh, kommt der Wald“



Mit Unterstützung von Bund, Land und Europäischer Union

 Bundesministerium
Nachhaltigkeit und
Tourismus

 LE 14-20
Ländlichkeit für den Ländlichen Raum

LAND  KÄRNTEN



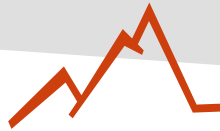
Europäischer
Landwirtschaftsfonds für
die Entwicklung des
ländlichen Raums:
Hier investiert Europa in
die ländlichen Gebiete.



Umsetzung:



Berchtold
landplan



Impressum

Herausgeber: Werner Koroschitz, Verein Industriekultur und Alltagsgeschichte (VIA)

Text: Werner Koroschitz

Grafik & Layout: Karin Pesau-Engelhart

Lektorat: Iris Katholnig

© 2019 Werner Koroschitz, VIA